Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 31

Artikel: Höhenfeuer

Autor: F.G.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645558

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der nächsten zwei Wochen — länger hält sich das Wasser nicht und wird dann faulig schmecken — trinken konnten. Der Transport dieser Flüssigkeitsmengen mußte ein hübsches Stück Geld kosten, stellt aber, wie ich mich dann später überzeugen konnte, das Rückgrat des ganzen Unternehmens dar und zahlt sich reichlich wieder aus.

Denn kaum hatten wir unseren ersten Fangplatz erreicht, als sich die Männer daran machten, das Erdreich für eine große, flache Grube auszuheben, die sie nach Fertigstellung etwa zwanzig Zentimeter tief mit Wasser anfüllten. Dann wurden rings um dieses künstliche Wasserloch mitgebrachte Drahtgitter zu langen Zäunen aufgestellt, die somit den ganzen Platz in weitem Umkreis vollständig abschlossen. An einem Dutzend Stellen dieses riesigen Zauns wurden sodann, ebenfalls aus Drahtgeflecht, Oeffnungen eingebaut, die etwa einer Fischreuse glichen und auch den gleichen Zweck hatten: Tiere wohl von außen her in das umzäunte Gebiet hineinzulassen, ihre Flucht daraus dann aber zu verhindern. Unsere ersten Besucher freilich ließen sich durch das Gitter in keiner Weise stören. Denn schon bald nach Füllung der Grube mit dem kostbaren Naß zogen Vögel zu Tausenden herbei, um sich zu laben; viele von ihnen hatten offenbar seit Tagen nicht getrunken und legten sich nach Löschung ihres Durstes erschöpft auf die Seite. Und mit ihnen kamen Insekten, kleine und große, und bedeckten bald die Wasserfläche mit einer dichten Schicht von Leibern; es schien, als hätte sich aus Meilen im Umkreis alles bei uns eingefunden, was da kreucht und fleucht. Natürlich versuchten wir, die Tiere nach Möglichkeit zurückzuscheuchen, um das so mühsam herbeigeschaffte Naß für den eigentlichen Zweck, den Kaninchenfang, zu retten; aber ein paar hundert Liter dürften wir immerhin auch den unerwünschten Besuchern geopfert haben.

Dann kommen die ersten Kaninchen, kommen erst einzeln, paarweise, dann in kleinen Trupps und schließlich schon in ganzen Horden, von furchtbarem Durst gepeinigt und von dem Wasser angelockt. Wie verzweifelt stürzen sie sich gegen den Drahtzaun, laufen aufgeregt hin und her, bis sie endlich die Oeffnungen ins Innere entdeckt haben und hindurchschlüpfen können. In ihrem Eifer einer über den andern kugelnd rennen sie zu dem Tümpel, drängen sich gegenseitig hinein, schieben rücksichtslos die schwächeren Artgenossen wieder zurück und trinken, trinken, bis man meinen sollte, der Körper könne soviel Flüssigkeit überhaupt nicht in sich aufnehmen. An den Einlässen haben sich jetzt die ankommenden Tiere zu Hunderten gestaut, weil sie gar nicht alle so geschwind in die Falle hineinschlüpfen können, und immer noch neue Kaninchen ziehen von allen Seiten heran. Dort hat sich ein Fuchs herbeigeschlichen, der jetzt aber für die zahllosen vierbeinigen Leckerbissen um ihn herum kein Auge hat, sondern mitten unter ihnen geduldig wartet, bis auch er endlich durch die Umzäunung zum Wasser schlüpfen kann; ein Schuß von einem der beobachtenden Kaninchenfänger erlegt ihn, bevor etwa noch der Appetit auf einen guten Braten wieder bei ihm wach wird.

Dann, im ersten Dämmerlicht der nahenden Sonne, wollen die Tiere, ihrem Instinkt gehorchend, das Wasser wieder verlassen, um vielleicht am Abend wieder zur Tränke zurückzukommen. Aber natürlich finden sie keinen Ausweg in die Freiheit, sondern nur ein paar Oeffnungen, von denen jede in eine kleine Fangkammer, die eigentliche Hinrichtungszelle, führt. Und dort warten bereits die Schlächter auf sie, die nunmehr mit ihren scharfen Messern den Massenmord beginnen. Mit einem einzigen, wohlgeübten Griff wird jedem Nager das Genick umgedreht, der Körper auf einen Haken gespießt und das Fell heruntergezogen, nachdem es hinter den Ohren und an den Knien aufgeschlitzt ist. Mit unglaublicher Geschwindigkeit leeren sich die Kammern, in die jetzt der nächste Schub Kaninchen eingelassen wird. Denn ein geschickter Abhäuter mag zweihundert Felle in der Stunde abziehen, ja, besonders tüchtige Leute wohl auch noch um hundert mehr, sodaß auf jedes Tier unter Umständen nur zwölf Sekunden entfallen! So ist denn auch der gesamte Fang der Nacht weit über siebentausend Tiere, am frühen Nachmittag bereits abgebalgt; die Felle werden säuberlich aufeinander geschichtet, später zum Trocknen gespannt und schließlich nach Sydney zur Auktion verladen. Die abgehäuteten Körper aber werden auf Wagen verladen und noch am gleichen Abend ein paar Kilometer entfernt einfach in den Busch geworfen, wo sie den Geiern überlassen bleiben; ihr Duft verpestet oft die Gegend in weitem Umkreis und zeigt dem Erfahrenen dadurch bereits die Nähe eines Fanglagers an. Nur in halbwegs erreichbarer Entfernung von den Städten werden die Körper in Gefrierhäuser gebracht und später, hauptsächlich nach England, verfrachtet; an anderen Stellen wieder hat man sich auf das Trocknen des Fleisches eingerichtet und vermahlt dieses sodann zu Düngemehl.

Noch am gleichen Abend ist der Wassertümpel wieder zu neuem Fang hergerichtet. Die Kadaver der Tiere, ein halbes Hundert, die in dem Gedränge erstickt oder ertrunken sind, wurden herausgefischt, die Oberfläche von Insekten und Verunreinigungen nach Möglichkeit abgeseiht und schließlich das Wasser selbst nachgefüllt. Diesmal sind nur noch etwa viertausend der Nager am Morgen gefangen, weil die vergangene Nacht bereits tüchtig unter ihnen aufgeräumt hat. Und so geht es noch zwei Wochen hindurch weiter, bis allmählich der Fang auf etwa achthundert Kaninchen in der Nacht gesunken ist; immerhin auch das noch ein Beweis dafür, daß alltäglich neue Tiere aus weiterer Entfernung herbeigewandert sein müssen. Fünfunddreißigtausend Felle liegen versandbereit, als wir den Fangplatz schließlich als zu unergiebig geworden aufgeben und etwa vierzig Kilometer weiter verlegen. Und dort beginnt dasselbe Spiel von vorn, bis der einsetzende Regen der Sache ein Ende macht. Denn dann haben die Kaninchen in wenigen Tagen an dem hervorschießenden Gras saftiges Grünfutter in Hülle und Fülle, sind nicht mehr auf unsere künstlichen Wassertümpel angewiesen.

Fast zehn Millionen Kilogramm Felle kommen so alljährlich auf den Markt und bringen in guten Zeiten fast ebensoviele Millionen Pfund Sterling für den australischen Exporteur; das sind gewaltige Zahlen, die für sich selbst sprechen und einen Begriff von den ungeheuren Mengen Kaninchen geben, die das Land bevölkern. Eigentlich kein Wunder, gibt doch ein Weibchen regelmäßig alle neun Wochen vier bis sieben Jungen das Leben und ihre Töchter beteiligen sich im Alter von neun weiteren Wochen bereits tatkräftig an dieser Fruchtbarkeitsorgie!

Höhenfeuer.

(Sonntagsgedanken.)

Die Höhenfeuer vom 1. August sind verloschen. Sie machen am wenigsten Lärm am Tage der Heimat. Aber sie können uns viel sagen. Wenn wir von hoher Warte aus die Feuer auflodern sehen oder in ihrer unmittelbaren Nähe sind, reden sie zu uns. Es liegt etwas Packendes in ihnen. Kommt das von der Wärme, die sie ausstrahlen? Es mag sein, daß sie damit an das tiefe Bedürfnis des Menschen nach Wärme in seinem Leben, nach Güte, Freundlichkeit, Häuslichkeit rühren. Oder ist es das Auflodern der Flammen gen Himmel, das uns besonders packt? Es kann uns ein Sinnbild jener andern Sehnsucht werden: Empor die Herzen, himmelwärts! Die Erde fesselt uns mit hundert Fäden der Sorge, Sinnlichkeit, Habgier an sich; aber etwas ist da, das sich gegen diesen Zug nach unten wehrt, das

aufwärtsstrebt gleich der Flamme. Doch die Höhenfeuer wollen uns anderes sagen. Welche mitreißende Kraft liegt doch in solchen Flammen! Wie unwiderstehlich erscheint uns das Feuer, wo es einmal entfacht ist! Es greift um sich, entzündet immer neue Teile des Holzstoßes und läßt alle Fünklein aufgehen in der einen, großen Flamme. Wird das Feuer uns damit nicht zum lebendigen Bilde für jene Macht, die unter uns Menschen ebenso zünden, mitreißen, wärmen und leuchten will: Rechter Brudersinn? Wenn am 1. August die Feuer zum Himmel lodern, sind sie zwar nicht ein Bekenntnis, daß dieses Feuer wahrhaftiger Liebe hell und mächtig in unserm Volke brenne. Sie sollen vielmehr eine Mahnung sein, daß wir immer wieder mit allem Ernst nach dieser Macht fragen und uns von ihr leiten lassen. Nicht um schöne Gefühle handelt es sich dabei, sondern um den Einsatz des eigenen Lebens für den Dienst am Volke. Das geht die einfache Hausfrau so viel an wie den Handwerker oder den Industriellen. Es gehört zur christlichen Frömmigkeit, daß man auch diesen Blick für die Aufgabe am eigenen Volke hat und sie erfüllt, so sehr es ein mangelhafter Patriotismus ist, wenn man nur die wirtschaftlichen und militärischen Angelegenheiten wichtig nimmt, aber kein Verständnis zeigt für die sozialen Nöte und Pflichten unserer Gegenwart. Die Flammen rechten Brudersinnes sind uns heute wahrhaftig nötiger als je. Aber wenn sie brennen und leuchten sollen, müssen sie sich entzünden an einem ewigen Feuer. „Der Herr, dein Gott, ist ein verzehrend Feuer", heißt es schon im alten Testamente. Es ist dabei allerdings an die zerstörende Macht des Feuers gedacht, wie sie uns etwa in ihrer ganzen Furchtbarkeit bei einem Brande vor Augen treten kann. So sucht Gott heim alle Leichtfertigkeit, alle Mißachtung seiner Ordnungen. Auch unser Geschlecht muß erfahren: „Gott läßt seiner nicht spotten!" Aber als Christenmenschen dürfen wir auch wissen, daß Gott das Feuer heiliger Liebe ist, die der Welt Christus geschenkt hat zu ihrem Heile. Wo von diesem ewigen Feuer Funken hineinfallen in ein Herz, kann allerlei Ungesundes und Faules verbrannt werden; da können aber auch Wärme und Licht ausstrahlen ins Leben des Volkes. Das sind die verborgenen Höhenfeuer, die in der Stille, aber im Segen wirken. F. G.

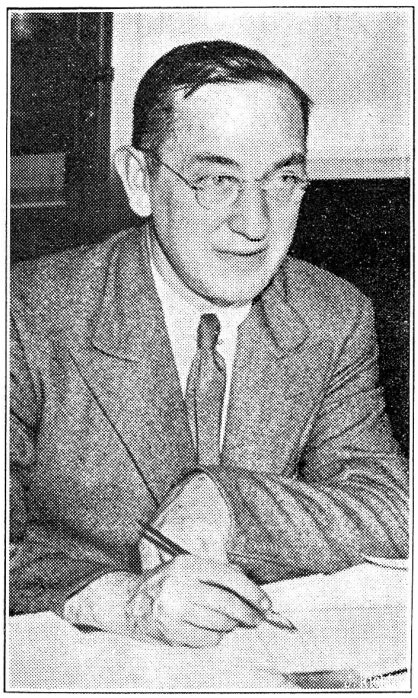
Welt-Wochenschau.

Hauptprobe des Völkerbundes.

Am 31. Juli begann der Völkerbund die Behandlung des abessinischen Problems. Man kann wohl sagen, daß der Tag historische Bedeutung habe. Denn wenn es gelänge, die Streitfrage auf friedlichem Wege aus der Welt zu schaffen, würde dies Aussicht auf ähnliche Regelungen in künftigen Streitfällen eröffnen, und die Gefahr des furchtbarsten aller Kriege lastete nicht weiter auf der Welt. Wenn es aber nicht gelingt, was dann?

Es gibt Pessimisten, die sagen, auch die gelungene Verhinderung des mussolinischen Abenteuers dürfe man nicht dem Völkerbunde gutschreiben. Und auf die Frage, wer wohl diesen Krieg gewinne, gebe es nur eine Antwort: Vorläufig England. Das heißt: Der Völkerbund werde Italien nur dann in seine Schranken weisen, wenn England das ganze Gewicht seiner Macht in die Wagschale werfe. Man kann mit dieser Argumentation einverstanden sein, und dennoch nicht einfach die Zwecklosigkeit der Genfer Institution folgern. Schließlich hat die Liga der Nationen vergessen, eine Weltpolizei zu schaffen, die wirklich funktioniert, und man müßte froh sein, wenn England diese Rolle im Einverständnis mit der Mehrheit der Nationen übernähme, vorausgesetzt, daß es sie von jetzt an und in alle Zukunft sinnvoll ausüben wollte.

Auf jeden Fall hat Großbritannien bisher verstanden, Genf für die Ziele seiner Politik einzuspannen, und beide, London und Genf, gewinnen dabei, werden umsomehr dabei



Mr. John Shaw, der diplomatische Vertreter Abessiniens in U. S. A.
Durch die Ernennung Mr. John Shaw's zum diplomatischen Vertreter Abessiniens in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erhält die schwarze Rasse ihren ersten diplomatischen Repräsentanten.

gewinnen, wenn London eine Anzahl entschlossener Mitglieder auf eine bestimmte Linie verpflichtet, auf die „Anfänge einer Weltverfassung" sozusagen. Das „Flottenabenteuer" beweist noch nicht, daß England unfähig zur Führung einer solchen Politik sei. Man muß abwarten, welche Früchte aus diesem Sonderabkommen mit Deutschland reifen werden.

Eine Frucht ist jedenfalls die: Frankreich hat begriffen, daß es sich im abessinischen Handel nicht starrsinnig auf Italiens Seite stellen darf, wenn es nicht riskieren will, daß die Briten neue Extratouren und Eigenmächtigkeiten begehen. Daß es also Mussolini zureden muß und daß es Verhandlungen befürwortet. Hätte Frankreich nicht so weit nachgegeben, würde wahrscheinlich Italien sich strickte geweigert haben, nach Genf zu kommen. Der nächstliegende Sinn des Arrangements mit Hitler wäre also sichtbar geworden: Sanfter Druck auf Frankreich, nicht allzu treu an seiner neuen italienischen Freundschaft zu hangen, sondern diesen Verbündeten zu belehren, daß England immer noch mächtig auf den Meeren und Kontinenten sei und dieser Macht Ausdruck geben könnte, falls man sie mißachte.

Neben Verhandlungen, von denen die Resultate der Genferversammlung abhangen werden, spielen solche zwischen Italien, England und Frankreich separat, und dort wird ausgemacht, was man dem römischen Appetit als Maximum zugestehen wird. England wird seinerseits wahrscheinlich Konzessionen anbieten. Wo, wie und in welchem Umfange, davon weiß man noch nichts.

Die italienische Regierung hatte im letzten Moment gehofft, dem Forum von Genf ausweichen zu können. Sie verlangte eine Fortsetzung des Schiedsverfahrens, das bereits als ergebnislos eingestellt worden war. Genauer, „Italien erklärte sich bereit, die Schiedsverhandlungen wieder aufzunehmen". Dieser Schachzug wurde durchschaut. Abessinien konnte mit vollem Recht erklären, in Scheveningen sei festgestellt worden, daß eine Schlichtung des Streitfalles